

Nr. 206 Bromberg, den 9. September 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

(10. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Nach zwei Stunden, kurz nach vier Uhr morgens, fuhr er plötzlich aus diesem Halbschlaf empor. Ihm war, als habe er einen Schuß gehört.

Da knallten wieder zwei Schüsse durch die stille Nacht.

„Diane! Hör doch! Da wird ja geschossen!"

Sie erwachte und fragte verwirrt: „Was denn? Wo denn?"

Wieder fielen Schüsse, gleich ein halbes Dutzend. Und dann prasselte eine ganze Salve. Es war nun deutlich zu hören, daß die Schießerei aus der Gegend des Präsidentenpalais kam.

„Aha, es geht also doch los!" sagte Diane, nun ganz wach.

„Was bedeutet das denn?" fragte Oliver hastig und wunderte sich über die Ruhe des Mädchens.

„Sicher ein Aufstand gegen Sam! Ich möchte nur wissen, wer den Mut dazu aufgebracht hat. Hoffentlich schaffen sie's! Dann sind morgen alle frei!"

Die Schießerei nahm immer mehr zu. Oliver war unter dem unheimlichen Eindruck ganz verstummt.

„Hoffentlich schießen sie Pierre Escandon nicht gleich zusammen; es wäre schade um ihn."

Selbst diese Bemerkung nahm Oliver wortlos hin.

„Also hat der alte Tristan doch recht gehabt!" murmelte Diane.

„Womit denn?" fragte Oliver, heiser vor Erregung.

„Er hat vor ein paar Stunden gesagt, es röche nach Blut."

Diane sprang plötzlich erschreckt auf: „Mein Gott, ich muß ja schnell hinüber ins Haus! Tristan und die anderen werden von der Schießerei aufwachen! Gleich wird alles auf den Beinen sein!"

Oliver wollte sie zurückhalten, aber sie machte sich los und kletterte ohne seine Hilfe über den Zaun. Dabei klemmte sich ihr Kleid fest. Mit einem Ruck riß sie es los, ohne zu merken, daß ein Fetzen davon am Zaun hängen blieb, und rannte durch den Park auf das Haus zu.

Drei Minuten später wurde es drüben lebendig. Oliver hörte die erregten Stimmen der schwarzen Dienerschaft. „Sie wird noch eben zur rechten Zeit in ihr Zimmer gekommen sein!" dachte er. Zugleich fiel ihm ein, daß es auch für ihn geraten sei, ins Haus zu gehen: Wenn Champagne ihn hier entdeckte, würde er sicher die richtigen Schlüsse ziehen, und es gab einen peinlichen Dienstbotenklatsch! —.

Unbemerkt erreichte er sein Zimmer und entkleidete sich in Eile. Noch immer drang das Geknatter von Schüssen herauf. Dann hörte er unten im Erdgeschoß eine Tür gehen, darauf ein hastiges Rennen von nackten Füßen und schließlich die Stimmen seines Onkels und der Dienerschaft.

Jetzt stieg er im Pyjama die Treppe wieder hinunter und fragte mit gespielter Schlaftrunkenheit: „Was ist denn los? Weshalb sind denn alle wach?"

„Du hast wohl Dreck in den Ohren?" fragte Mister Sprink verärgert. — In diesem Augenblick erklang das Prasseln einer ganzen Salve von Gewehrschüssen. — „Man vergnügt sich dort unten damit, einander totzuschießen. Oder hältst du diese Geräusche etwa für Liebesgeflüster?"

„Ist Gefahr für uns?" fragte Oliver.

„Quatsch!" war Sprinks lakonische Antwort. Und nun schnauzte er die Dienerschaft an: „Schert euch zu Bett! Verstanden? Und wer nicht gehorcht, oder gar das Haus verläßt, der kann gleich ganz draußen bleiben, — der ist entlassen!" Dann ging er wieder in sein Schlafzimmer und warf krachend die Tür hinter sich zu.

Verängstigt schlichen die Dienstboten fort, und auch Oliver stieg wieder die Treppe hinauf in sein Zimmer. Das Schießen hörte noch immer nicht auf. Bald war es ein wirres Durcheinander, bald wurden in fast regelmäßigen Abständen Salven abgegeben. Das dauerte noch eine gute Viertelstunde. Dann wurde es still: alles schien zu Ende zu sein.

Erst in der Morgendämmerung schlief Oliver endlich ein.

11.

Präsident Guillaume Sam hat sich in dieser Nacht überhaupt nicht zur Ruhe begeben. Auch er hat eine Ahnung gehabt, daß Blut fließen wird. Umgeben von sechs oder sieben seiner zuverlässigsten Freunde und Beamten sitzt er in der Halle seines Palais. Nur sein Intimus, der Platzkommandant General Oscar Etienne, ist nicht anwesend; er hat wohl draußen irgendwo dienstlich zu tun; vielleicht ist er auch sorglos genug gewesen, sich schlafen zu legen. Dafür ist aber Pierre Escandon da. Er zählt nicht zu den eigentlichen Freunden Sams, und doch verläßt sich der Präsident auf ihn am meisten; er baut lieber auf Escandons Kraft und Mut als auf die gute Gesinnung der anderen.

Man unterhält sich laut und lebhaft. Es werden sogar Scherze gemacht und ausgiebig belacht. Doch diese ganze Aufgeräumtheit hat etwas Unechtes und Krampfhaftes, als wollten die Herren nur ihre Angst damit ersticken oder voreinander verbergen.

Pierre Escandon zieht seine dicke goldene Uhr hervor. Er ist auf dieses Prunkstück so stolz wie ein Konfirmand — und ebenso stolz darauf, daß er es endlich gelernt hat, die Zeit von dem Zifferblatt richtig abzulesen. Das geht allerdings noch nicht schnell; er starrt eine ganze Weile mit angespannter Miene darauf. Die anderen Herren beobachten ihn dabei und lächeln einander verstohlen zu.

„Na, General?" sagt Sam endlich spöttisch.

Escandon merkt nichts von dem Hohn. Er ist mit den Gedanken zu sehr bei seinem Dienst. Er steckt die Uhr wieder ein und erhebt sich: „Die Wachen müssen gleich abgelöst werden. Ich will einmal nach dem Rechten sehen."

„Bleiben Sie doch hier, General", sagt Sam leichthin. „Santallier wird schon für alles sorgen." Der Gedanke, nur eine Viertelstunde ohne Escandons Schutz zu bleiben, ist ihm höchst unangenehm.

„Aber ich bin verantwortlich", wendet der General ein.

„Meinetwegen kontrollieren Sie die Leibwache. Ich möchte aber nicht, daß Sie das Gebäude verlassen."

Escandon muß sich dieser Anordnung fügen. Er geht also nur in den Vorraum vor der Halle und stellt fest, daß die Soldaten der Leibwache, die ausgesucht zuverlässigsten der ganzen haitianischen Armee, auf ihren Posten sind. Aber zwei oder drei sind, in einer Art Kniebeuge auf dem Steinboden hockend, eingenickt. Ein paar fürchterliche Ohrfeigen des Generals wecken sie unsanft aus dem Schlaf. Daß es nicht sehr diplomatisch ist, Leute so zu behandeln, die den Präsidenten und die Regierung unter Einsatz ihres Lebens verteidigen sollen, kommt Escandon nicht in den Sinn. —

Kaum ist der General in die Halle zurückgekehrt und hat seinen alten Platz neben Sam eingenommen, da fällt draußen ein Schuß. Die Unterhaltung der Herren bricht jäh ab. Wieder fallen zwei Schüsse, und wildes Geschrei ertönt.

Escandon hat seinen Revolver aus dem Futteral gerissen, rennt zur Tür, schreit der Leibwache ein Kommando zu und will ins Freie stürmen.

Da zerrt ihn der Präsident wieder in die Halle zurück: „Sie bleiben hier, General! — zu meinem persönlichen Schutz! Die Leibwache soll hereinkommen und uns hier decken. Draußen sind ja genug Offiziere!"

„Und genug Feiglinge!" ruft Escandon. Sein Gesicht hat plötzlich einen erschreckenden Ausdruck angenommen. Die Augäpfel scheinen aus den Höhlen zu treten. Er fletscht die Zähne wie ein wildes Tier. Sein Atem ist zu einem Schnauben geworden. Irgendein persönlicher Haß kann bei seiner Wut keine Rolle spielen, denn er weiß ebensowenig wie die anderen, was geschehen ist und wer die Gegner da draußen sind. Er hat nur den Drang, sich an der Spitze seiner Soldaten auf einen Feind zu stürzen.

Draußen knattern und prasseln jetzt die Schüsse, das Geschrei verstärkt sich und kommt näher.

Sam hängt sich an den Arm des Generals und schreit ihm, in der Erregung in derbstes Kreolisch verfallend, in die Ohren: „Wenn du mich hier allein läßt, setze ich dich ab und lasse dich morgen erschießen! — Du hast mich vorgestern um etwas gebeten! Ich erfülle dir deine Bitte! Ich stelle dir sofort einen Schein aus!"

Escandon horcht plötzlich auf und begreift. Ein Lächeln geht über sein Gesicht und dämpft den Ausdruck der Kampfeswut.

Sam aber reißt einen Zettel aus seinem Notizbuch, kritzelt hastig etwas darauf und reicht ihn dem General hin: „Sobald der Angriff abgeschlagen ist, kannst du das hier ins Gefängnis schicken. Es ist der Befehl, den Vater und die Brüder der schönen Diane sofort zu entlassen."

Da wird Escandons Lächeln zu einem breiten Grinsen. Er erwidert auf Kreolisch und — da es in dieser Sprache keine andere Anrede gibt — den Staatspräsidenten nun auch duzend: „Dann schreibe aber auch darauf ‚auf Bitten des Generals Pierre Escandon'!"

Ohne Zögern fügt Sam diese Bemerkung hinzu.

In wenigen Augenblicken organisiert nun Escandon die Verteidigung des Präsidenten und seiner Freunde: Ein Drittel der Leibwache, etwa zehn Mann, ruft er herein, stellt sie in einer Reihe schußbereit vor den Herren auf; die anderen zwanzig müssen draußen in der Vorhalle in zwei Gliedern, das erste knieend, das zweite stehend, antreten.

Jetzt merkt man an dem immer näher kommenden Schreien und Schießen, daß die Angreifer schon im Vorhof sind. Einer von den Soldaten in der Halle wird von jäher Angst ergriffen, wirft sein Gewehr fort und will durch eine Hintertür entweichen. Blitzschnell hat Escandon seinen Revolver auf ihn abgedrückt. In den Hinterkopf getroffen bricht der Mann tot zusammen.

Das Portal, das von der Vorhalle ins Freie führt, wird plötzlich aufgerissen. Ein Mann stürmt herein. Der haitianische Hauptmann kommandiert in seiner Kopflosigkeit „Feuer!", und die Salve kracht. Doch der Mann hat sich noch rechtzeitig zu Boden geworfen; nur an der Schulter hat ihn eine der Kugeln leicht gestreift. Der Hauptmann erkennt jetzt Monsieur Prudent, Departementschef im Ministerium des Innern, und ruft ihm ein in dieser Situation fast komisch wirkendes „Pardon, Monsieur!" zu.

Prudent springt wieder auf. Eine Kugel pfeift an seinem Kopf vorbei und schlägt irgendwo klatschend gegen die Wand; sie ist von draußen gekommen. Ein Soldat wirft geistesgegenwärtig den Torflügel hinter Prudent wieder ins Schloß und riegelt ab.

Da die Tür zwischen Halle und Vorhalle jetzt offensteht, hat Sam Herrn Prudent schon erblickt. „Zum Teufel, was ist denn nur geschehen?" ruft er ihm entgegen. „Weshalb kommt keiner von den Offizieren und meldet, was los ist?"

„Alles... ist... verloren!" stößt Prudent, nach Atem ringend, hervor und läßt sich in einen Sessel fallen. „Alle Ministerien... und Ämter... sind schon besetzt und... der Hafen... und..."

„Aber das ist ja unmöglich! Von wem denn?" schreit der Präsident wütend.

„Ich weiß nicht, ich... ich habe nur Charles Delvar gesehen... und Jonnart... und Lechaud und noch ein paar andere. Sie haben in dem Augenblick, als das Gitter geöffnet wurde, um die Posten draußen abzulösen, unsere Soldaten überrumpelt. Sie können jeden Augenblick hier eindringen! — Hört ihr, sie sind ja schon draußen vor dem Portal! Wir müssen schnell durch den Park fliehen!"

Sofort drängen die Herren zu der kleinen Hinterpforte.

Aber Sam ist nicht gewillt, seine Herrschaft so leichten Kaufes aufzugeben. „Hiergeblieben!" brüllt er. „Bis zum letzten Blutstropfen werden wir unser Leben verteidigen!"

Escandon flüstert dem neben ihm postierten Korporal etwas zu. Der nimmt sofort mit zwei Soldaten an der Hinterpforte Aufstellung. Es ist offenbar, daß der General niemanden gegen den Willen des Präsidenten aus der Halle lassen wird.

Sam wirft ihm einen dankbaren Blick zu. Dann wendet er sich wieder hastig an Prudent: „Wie ist denn das nur möglich? Wie sind denn die Angreifer durch das Lager der Cacos gekommen?"

„Ich weiß nicht; vielleicht haben sie sich einzeln durchgeschlichen."

„Aber dann können es doch nur ganz wenige sein!"

„Ich weiß nicht; vielleicht."

Sam steht vor einem Rätsel: Es müßte doch für die Hunderte von Cacos ein leichtes gewesen sein, den Angriff abzuwehren! Und mit was für Truppen soll der Gegner denn alle Ämter besetzt haben? Wer ist überhaupt der Anstifter und Führer dieses Handstreiches? Da kann doch nur Verrat im Spiel sein!

Der Präsident reißt sich zusammen. Seine alte Hartnäckigkeit kommt wieder über ihn: „General Escandon! Vorwärts! Lassen wir uns nicht überrumpeln! Wir machen einen Gegenangriff!"

Pierre Escandon stößt einen wilden Laut aus, eine Art Kriegsruf, und läuft auf die Vorhalle zu. „Achtung!" brüllt er, um seinem Kommando Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Da bricht unter dem Anprall von ein paar Körpern der Riegel des Portals, beide Torflügel springen auf, und im gleichen Augenblick kracht eine Salve. Fünf Männer sinken verwundet zusammen: zwei Soldaten in der Vorhalle, Pierre Escandon kurz vor der Schwelle der Verbindungstür, ein Soldat und Minister Bastien im Innenraum. Dann stürmt ein Dutzend Männer herein, allen voran Bürgermeister Charles Delvar.

Es gibt in der Vorhalle noch ein Handgemenge mit Messern und Revolvern; aber das dauert nur Sekunden. Dann sind die Angreifer in der Halle selbst.

Eine allgemeine Flucht setzt sofort ein: Die Soldaten der Leibwache werfen bis auf wenige ihre Gewehre hin und heben die Hände; vier von den sieben Herren entwischen durch die Fenster; Monsieur Prudent rutscht auf den Knien zu Charles Delvar und schreit: „Gnade! Ich bin immer Sams Feind gewesen!"

Einer der Angreifer, Apotheker Jonnart, sieht, wie die an der Hinterpforte postierten Soldaten entfliehen. Sofort nimmt er mit erhobenem Revolver ihren Platz ein: Sam soll hier nicht entschlüpfen!

Es kann nur noch eine Frage von Sekunden sein, bis die wenigen Männer, die noch Widerstand leisten, erledigt oder gefangen sind. (Fortsetzung folgt.)

Auf dem schwarzen Berge.

Von Wilhelm Hochgreve.

Den Sandhügel, der sich mitten im Moor wenige Meter hoch erhebt, nennen die Heideleute in den einsamen Gehöften am Moorrande stolz einen Berg. Seit dem letzten großen Moorbrande heißt dieser Berg der schwarze, weil sein Heidekraut- und Mooswuchs in dem Flammenmeer verkohlte bis in die Wurzeln hinunter; der Hügel blieb tot und schwarz, während das Moor umher sich bald erholte.

Mir ist der schwarze Berg lieb geworden, weil ich von seinem Rücken aus zu allen Tages- und Jahreszeiten meine Sinne an dem Naturleben erquickte, das um mich her war. Oder ich sog auf dem Hügel träumend die heilige Einsamkeit dieser menschenvergessenen Welt in meine Seele.

Hier bist du mit den Tieren, den Pflanzen und Wolken wahrhaft allein, hier findest du Balsam auf Wunden, die der Kampf in den grauen Städten dir schlug.

Bald nach der Schneeschmelze begrüßte ich alljährlich in erster Morgenfrühe und auch am Spätnachmittage die Keile und Schwärme heimkehrender Vögel, ergötzten sich um die Zeit, da der Tauber durch den Wald heult und der Frühschein der Sonne die Stämme im Altholz vergoldet, Auge und Ohr am Liebesspiel des Birkwildes, der Bekassinen, Kiebitze und Brachvögel. Wenn die Birkhähne kullern, dann ist's als brodele das ganze Moor. Und dazu hörst du immer wieder das weiche anmutige Meckern der Bekassinenmännchen, die pfeilschnell unter dem Frühlingshimmel dahinjagen, von Zeit zu Zeit im jähen Sturzflug mit zitternden Schwingen die Luft durchschneiden und so jene Balzlaute hervorbringen, welche die Weibchen unten im Grase feuchter Weiden und Moorkulke mit reizendem Lachen erwidern. Und dazwischen vernimmst du Töne, die wehmütig zu nennen wären, wenn sie nicht auch aus der Liebeslust hervorkämen. Der große Brachvogel lockt. Und der Kuckuck auf der Moorbirke schüttelt sich vor Wonne, daß wieder Frühling ist, und die Kibitze juchzen über den Weiden und lassen im Schaukelfluge das Weiß am Gefieder blitzen.

Aber das sind sie längst nicht alle, die den Mai ins Moor locken. Wir hören die Heidelerche, das Braunkehlchen und den Wiesenschmätzer. Und der Pieper, der gen Himmel steigt und sich plötzlich mit lieblichem Trillern fallen läßt, ist voll der gleichen Lebenswonne, die das kleine Herz der Lerche schwillt.

Wenn ich im Frühjahr vom schwarzen Berge aus mehr als ein Dutzend weißer Fächer in der braunen Heide aufleuchten sehe, dann weiß ich, daß mehr als ein Dutzend der stahlblauen Moorritter ihren Erkorenen den Hof macht. Mein Auge geht hin und her zwischen der närrischen Tanzgesellschaft und dem Wollgrasfelde dort, in dessen weißer Blütenpracht weicher Windhauch spielt wie Frauenhand in Kinderlocken. Siehst du vom schwarzen Berge aus diese unter der Sonne wie Silber schimmernden Wellen zum ersten Male, du nennst das Wollgrasfeld in Blüte eine dichtgedrängte Herde weißer Schafe, die über die Heide zieht.

Solche Naturreize offenbart der schwarze Berg dir im Frühjahr.

Im Sommer sind's am frühen Morgen und im Abenddämmern die Wildentenflüge, die in Moorkulk und Torfkuhle einfallen oder mit klingenden Schwingenschlägen unter den Wolken dahinrudern und die das Auge des Beschauers freuen. Auch im Frühjahr hörst du wohl jederzeit im Moor den Erpel schnattern, aber stärkere Entenflüge siehst du erst im Heu- und Erntemond.

Um die Wende dieser beiden Monde verliert sich die Wehmut, die ich immer empfinde, seitdem der Birkhahn schweigt und der Kuckuck nicht mehr lacht und die Wollgraslocken vom Winde zerzaust und verweht sind. Denn jetzt leuchtet die Heide überall im Moor in voller Blüte,, und wieder brodelt das weite Moor, aber nun den ganzen Tag: Die Bienen summen. Sie fliegen von einem rosigen Glöckchen zum andern und tragen den goldenen Honig in die Stöcke, die das niedrige Ziegeldach schützt. Und um die Zeit, da die Heide glüht und die Bienen summen, treibt der Bock die Ricke. Vom schwarzen Berge aus sah ich hierbei am hellen Tage so manchen alten Moorbock mit begehrenswertem, am Torfbatzen und Wachholderstamm schwarz gefegtem Gehörn, der zu anderer Zeit sich im unwegsamen Schilf- und Weidenbusch barg und erst nach Uhlenflucht ins freie Moor auf Äsung zog. Ich sah sie im roten Freiergewand durch die rote Heide hetzen und sah sie Hochzeit halten in Blumen. —

Im Oktober schaute ich vom schwarzen Berge aus den wandernden Vögeln nach, den Keilen der Kraniche und Wildgänse, den Krähenwolken und den Schwärmen der Kleinen. Ich sah auch von hier aus Kraniche und Wildgänse im Moor zur Rast einfallen und war am nächsten Morgen im ersten Dämmern da, als sie lärmend zur Weiterfahrt aufstanden.

Wenn das Moor weiß war, zog es mich ebenso stark an, wie wenn es rot war, und wieder ging ich auf den schwarzen Berg und staunte in die weiße glitzernde Welt. Den Fuchs, den ich in Frühlingsnächten bellen hörte, sah ich jetzt am hellen Tage im Winterprachtgewande am verschneiten Moorgraben und um weißgekleidete Wachholder mit Binsen schnüren. Rehe mit dampfendem Wildfang und Hasen standen, saßen und äugten nach mir, seltsam vertraut. Wußten sie, daß ich den schwarzen Berg stets ohne Büchsflinte aufsuchte?

Weltgeschichte spiegelt sich im Blut.

Nilpferde lassen sich selbst zur Ader. — Ein Königreich für eine Blutentziehung. — Kein Tänzchen ohne Schröpfköpfe.

Von Dr. Kurt Fenner.

Es ist kein Wunder, daß sich die Ärzte aller Zeiten in besonderem Maße mit der Beobachtung des Blutes beschäftigt haben. Lassen sich doch aus seiner Zusammensetzung zum großen Teile die Krankheiten ablesen, an denen der ganze Organismus leidet. Das Blut und die übrigen Körpersäfte sind Träger des Lebens, deren Gesundhaltung das A und das O aller Heilkunde ist. Aber der Grad der Hochachtung, die man dem „ganz besonderen Safte" entgegenbrachte, das Maß von Energie, mit dem der Arzt die Schröpfköpfe und die übrigen Mittel des Aderlasses handhabte, waren doch im Laufe der Zeit erheblichen Schwankungen unterworfen. Das ist eine Tatsache, die nicht nur die Beachtung von Geschichtsschreibern der Medizin verdient, sondern gleichzeitig auch das Interesse der Allgemeinheit beansprucht. Läßt sich doch bei näherem Zusehen erkennen, daß die Stellungnahme der medizinischen Wissenschaft zum Aderlaß ein wichtiges Hilfsmittel für die Beurteilung ganzer Geschlechter ist, daß sich in der Handhabung der Schröpfköpfe die Angriffslust oder die Friedfertigkeit der Generationen offenbart, daß sich, kurz gesagt, in der Geschichte des Aderlasses die große Weltgeschichte widerspiegelt.

Sicherlich haben auch unsere Altvorderen sich bereits des Aderlasses bedient. Die Überlieferungen, die sich mit der Heilkunst unserer Väter beschäftigen, sind allerdings in diesem Punkte nicht sehr ergiebig, lassen jedoch den Schluß zu, daß sie auch in dieser Hinsicht alles andere als Barbaren gewesen sind. Nach einer weit verbreiteten Ansicht üben sogar schon die Tiere den Aderlaß aus. Wie Plinius berichtet, beißt das Nilpferd in das am leichtesten erreichbare Blutgefäß, um seiner angegriffenen Gesundheit in dieser Weise auf die Beine zu helfen. Dasselbe sagt Montanus von den tartarischen Pferden. Natürlich hat in jenen Zeiten sich auch der Aberglaube mit dem roten Lebenssafte beschäftigt. Wer warmes Menschenblut trank, wurde von der Fallsucht geheilt. Der Lebenssaft des Hingerichteten war eine vielbegehrte Arznei. Hartnäckige Krankheiten wie Aussatz konnten nur beseitigt werden, wenn das Blut einer reinen Jungfrau floß, eine recht radikale Methode, die in der bekannten Sage vom Armen Heinrich eine Rolle spielt. Als Blut betrachtete das Altertum auch die roten Flecke, die sich auf der Hostie bildeten und auf die Bosheit der Ungläubigen zurückgeführt wurden. In Wirklichkeit handelte es sich bei dem Blutenden Brote um das Auftreten eines Bazillus.

Recht romantisch ist die Geschichte vom ersten Aderlaß, die sich kurz nach Trojas Fall zugetragen haben soll. Da befand sich unter den heimkehrenden Griechen auch Podalirius, der heilkundige Sohn des Aeskulap. Der wurde, als er in Karien herumirrte, zur Königstochter geführt, die infolge eines schweren Sturzes hoffnungslos darniederlag. Sie hatte einen Bruch der Schädelbasis sowie eine Gehirnerschütterung davongetragen. Es gelang dem kundigen Me-

diziner, der Jungfrau durch einen Aderlaß an beiden Armen Leben und Gesundheit zu retten. Das Honorar fiel recht hoch aus. Podalirius erhielt Herz und Hand der schönen Geretteten und von ihrem Vater die karische Halbinsel.

Ein halbes Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung wirkte der berühmte Arzt Hippokrates, der auch in der Handhabung des Aderlasses Meister war. Seine Schüler vertaten das große Erbe. Ein ebenbürtiger Nachfolger ist erst wieder der große Galen gewesen.

Im Mittelalter aber, in der Epoche der Mönchsmedizin, geriet das Blut wieder in den Bannkreis des Aberglaubens. Religiöser Wahn und astrologische Weisheit verbanden sich zu geheimnisvollem Tun. Es wurde so schlimm, daß der Papst selbst sich genötigt sah, gegen dieses Treiben einzuschreiten. Er verbot allen Geistlichen, Aderlässe vorzunehmen. Dieser Erlaß hatte dann allerdings zur Folge, daß jene sonst so wohltätige Heilmethode nun in den Händen zahlloser Bader und Kurpfuscher ein willkommenes Mittel zur Bereicherung der Ausübenden und zu einem Marterinstrument für die vielgeplagte Menschheit wurde. Am Ausgang des Mittelalters aber ragt verheißungsvoll die Gestalt des gewaltigen Paracelsus, der auch in der Medizin seinen Riesengeist offenbarte.

Es folgte das vielbesungene Erwachen der Geister, die Zeit, in der es bekanntlich eine Lust war, zu leben. Sie hatte natürlich nicht ewigen Bestand. Aber die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges scheinen doch die Mißachtung, die man damals dem vielvergossenen Blut bezeugte, nicht in gleichem Maße auf die Heilkunde übertragen zu haben. Hier trat der Niedergang erst um die Zeit der großen Französischen Revolution und der Napoleonischen Feldzüge ein. Und diese blutdürstige Zeit hat denn auch in der Medizin ein getreues Spiegelbild gefunden. Damals konnte sich ein französischer Arzt in einer wissenschaftlichen Abhandlung rühmen, er habe einem an Rheumatismus Leidenden vier Pfund Blut in einem Zuge abgezapft und dadurch bei Patienten Zuckungen und Ohnmachten erzeugt. Solche Ungeheuerlichkeiten muß man bestenfalls als unfaßlich bezeichnen. Ganz besonders tat sich auf diesem Gebiete der französische Professor Broussais hervor. Er empfahl gegen die in fast allen Krankheiten eine Rolle spielende Magendarmentzündung örtliche Blutentleerungen. Damals wurden die Blutegel zu einer recht begehrten Ware, die in großen Frachtwagen nach Paris befördert wurde. In den dortigen Lazaretten traten im Verlaufe eines Jahres nicht weniger als fünf bis sechs Millionen dieser Tierchen in Tätigkeit. In den Krankensälen des Hotel Dieu wurden jedem Patienten täglich 170 Blutegel auf den Leib gelegt. Insgesamt mußten die 35 000 behandelten Insassen 1700 Zenter Blut lassen. Diese Tierchen erwarben sich damals eine derartige Beliebtheit, daß die vom Balle heimkehrenden Damen, wenn sie sich erhitzt fühlten, nicht etwa eine Erfrischung zu sich nahmen, sondern sich schnell einige Blutegel setzten.



Lustige Ecke

Beim Heiratsvermittler.



„Ehe ich Ihnen eine gute Partie namhaft mache, muß ich Sie um zwanzig Mark Vorschuß bitten!"

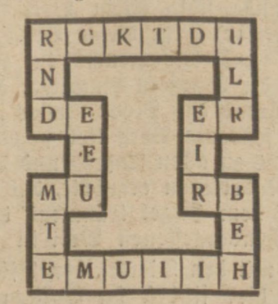
„Ja, glauben Sie, ich würde ans Heiraten denken, wenn ich zwanzig Mark hätte."



Rätsel-Ecke



Auszähl-Aufgabe.



Mit einem U beginnend, hat man in obiger Abbildung immer eine bestimmte Anzahl von Feldern weiterzuzählen und auf diese Weise den Anfang eines Volksliedes (zugleich Sendezeichen) ausfindig zu machen. Einmal ausgezählte Felder rechnen nicht mehr mit. Es kommt nun darauf an, zu finden, mit welchem U begonnen werden muß, und wieviel Felder jedesmal weiterzuzählen ist und wie der Anfang des Liedes lautet.

*

Viereck-Rätsel.

Die Städtenamen: Kohlfurt, Dortmund, Wandsbek, Graudenz, Hannover, Muenchen, Radeberg und Gladbach sind so untereinander zu bringen, daß ein Viereck von 8×8 Feldern mit Buchstaben gefüllt wird. Ist die Reihenfolge der Städtenamen die richtige, so ergibt die schräge Linie von links oben nach rechts unten ein zeitgemäßes Wort.

*

Besuchskarten-Rätsel.

Eine Schweizerin macht mit einem Herrn eine Bekanntschaft. Nach einiger Zeit gibt sie dem jungen Mann ihre Besuchskarte und meint: „Meinen Geburtsort können Sie durch Umstellung der Buchstaben meiner Besuchskarte leicht herausfinden."

Wie heißt er?

Ella O. B. Zinn

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 200.

Diamant-Rätsel:

m
b a l
m u l d e
m a l a r i a
b i r k e
g i g
a

= Malaria.

*

Silben-Rätsel: Spree — Spreewald — Wald.

*

Buchstaben-Rätsel: Same, Name, Dame.

*

Rätel: Main — Matin.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.